

Hans Saler

# Gratwanderungen meines Lebens



*nymphenburger*

*Gewidmet meiner Mutter.*

*Ihr möchte ich danken für all die Freiheit, die sie mir von jungen Jahren an zukommen ließ. Ihr Glaube an mich gab mir bei allen Herausforderungen stets die Kraft, zum Leben Ja zu sagen.*

*Sie ist heute neunzig Jahre und lebt in einem Altenheim. Ihr Geist, der früher wie ein Vögelchen von Ast zu Ast sprang, kündigt ihr zunehmend den Gehorsam auf. Es ist wohl für jeden Menschen schwer, an sich festzustellen, wie das Gedächtnis eine Erinnerung nach der anderen aufgibt. Ich weiß, den Inhalt dieses Buches wird sie nicht mehr ganz erfassen, doch sie wird es stolz in Händen halten – denn ihr Vertrauen in mich ist grenzenlos.*

© 2010 nymphenburger in der

F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: [www.atelier-sanna.com](http://www.atelier-sanna.com), München

Schutzumschlagmotive: oben Archiv Saler,

unten Rainer Binder Images, München

Lektorat: Regina Carstensen

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

Gesetzt aus: 10,3/13,8 pt. Sabon

Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-485-01304-8

[www.nymphenburger-verlag.de](http://www.nymphenburger-verlag.de)

# Inhalt

- Prolog  
Auf der Suche nach der Palmblattbibliothek 7
- 1 Tod an der Wand – eine Herausforderung für das Leben 21
  - 2 Rebellentum am Predigtstuhl 27
  - 3 Ein Berg namens Fleischbank 42
  - 4 Der Sturz 58
  - 5 Selbstvorwürfe im Krankenhaus 95
  - 6 Zurück ins Leben – mit oder ohne Schuld? 113
  - 7 Ganz dem Horizont folgen 122
  - 8 Neue Träume und ein neuer Kletterpartner 136
  - 9 Eigernordwand – nichts wie weiter 158
  - 10 Schicksalsberg Nanga Parbat 180
  - 11 Vereinbarungen vor dem Gipfel 189
  - 12 Das Leid des Bruders, das Leid der Freunde 204
  - 13 Expedition in die Seele 224
  - 14 Der Weise von Tiruchirapalli 232
  - 15 Erkenntnissuche im Elefantencamp 251
  - 16 Das Neumondfest 267
  - 17 Wenn ein toter Freund nicht zur Ruhe kommen darf 281
- Anmerkungen 296



## Prolog

### Auf der Suche nach der Palmbblattbibliothek

*Aus der Sehnsucht wird Ernüchterung und damit Erkenntnis.  
Aus dieser Erkenntnis baut sich wieder Sehnsucht auf,  
weil es sich ohne sie nicht leben lässt.  
So werde ich immer zwischen Sehnsucht und Erkenntnis  
wandeln, um in meinem Lebenshunger nie satt zu werden.*

Etwas Unbestimmtes drängte mich, noch einen Tag zu bleiben, und so nahm ich mein unruhiges Umherstreifen in Tiruchirapalli, in dieser lärmenden und stinkenden südindischen Stadt, wieder auf. Ziellos ging ich durch die engsten, fremdartigsten und krümmsten Gässchen, die ich je betreten hatte. Heilige Ratten mussten einst diese Wege vorgezeichnet haben, und später wurden die Häuser entlang dieser irrläufigen Pfade gebaut. Hoch bepakte Rikschas mit überdimensionierten Messinghupen zwängten ihre dicken Bäuche durch die Gebäudereihen. Überall begleitete einen das Quäken dieser Hupen – dieser blecherne Ton, der mehr an den ängstlichen Ruf verlassener Entenkinder erinnerte, als dass er eine Warnung gewesen wäre. Woher nur diese Unruhe in mir?, fragte ich mich immer wieder. Dann stieg plötzlich aus der Vergangenheit die Erinnerung an ein Gespräch auf, das ich erst vor Kurzem mit einem englischen Anthropologen in Pakistan geführt hatte. Er erzählte von geheimen Palmbblätterbibliotheken in Indien, in denen das Leben mancher Menschen schon bis vor über tausend Jahren aufgezeichnet wurde. Wie konnte ein An-

thropologe, ein Wissenschaftler, ernsthaft so etwas behaupten? Wer konnte wissen, wer in tausend Jahren zur Welt kommen würde? Wie war es möglich, dann auch noch dessen Lebensweg auf Palmblätter aufzuzeichnen? Und wenn dies alles tatsächlich stimmte, wofür sollte das gut sein?

Erst langsam wurde mir in diesem ziellosen Herumirren klar, dass ich mehr darüber erfahren wollte. Es ist wohl so, dass sich an jedes Erfahrenwollen ein kaum bewusstes Gefühl bindet und dieses auf einmal ein entschiedenes Wollen auslösen kann. So war das jetzt bei mir: Existierten diese Palmblätterbibliotheken wirklich, und wenn ja, wo konnte ich sie finden? Ließen sie sich hinter dem Horizont entdecken, zu dem ich schon als Junge aufgebrochen war – mit jedem Gipfel, den ich erstieg, war ich immer erfüllt von der Sehnsucht, dort das Denkbare, Erahnbare, das Ersehnte fassen zu können oder zumindest der erhofften Wahrheit näher zu kommen. Zumindest hatte dieser Horizont, der weiter unerreichbar schien, aber, seit ich auf Reisen ging, an Nähe gewonnen. Auch dadurch, dass ich mich aus den Zwängen einer konstruierten, reglementierten Sinnvorgabe, wie sie mir von Eltern, Lehrern und der Umwelt eingetrichtert worden waren, befreit hatte.

Keine halbe Stunde später. Auf der Treppenstufe eines Hofeingangs saß ein ergrauter Mann mit schmaler Brust und dünnen Beinen. Er las in einem Buch und mahlte dabei mit den Zähnen auf einer Betelnuss, die seine Lippen rot färbte. Auf der Nase trug er eine altmodische, kreisrunde Nickelbrille mit schräg hängenden Gläsern, die von dünnen metallenen Bügeln gehalten wurden, deren Enden sich fast ganz ums Ohr schlossen. Ich fragte ihn in etwas umständlicher Weise, ob er schon von Palmblätterbibliotheken gehört hätte, in denen vor mehreren Hundert Jahren

das Leben von in der Gegenwart lebenden Menschen niedergeschrieben worden wäre. Er lächelte und blickte mich über die Gläser seiner Brille mit einer solchen Offenheit an, als sei ich ein alter Gast, den er erwartete. Wohl spiegeln die Augen eines Menschen etwas von dessen geistiger Persönlichkeit wider und hinterlassen einen ersten flüchtigen Eindruck. Doch die Begegnung unserer Blicke reichte weit darüber hinaus. Es war, als wenn zwei Menschen schon viel voneinander gehört hatten und sich dann durch eine Schicksalsfügung begegneten und sogleich erkannten. Noch während des Augenkontakts wurde ich gewahr, was für einen auffallend schlanken, scharf geschnittenen Kopf und welchen überaus konzentrierten und zugleich gelassenen Gesichtsausdruck dieser Mann hatte. »Du hast einen langen Weg hinter dir«, so lauteten seine ersten Worte. Sein Lächeln war dabei voller Nuancen. Ich wusste, dass ich angekommen war, seine Augen hatten zu mir gesprochen. Ich war emotional so überwältigt, dass ich ihm aus einer warmen Sympathie heraus die Hand entgegenstreckte. Er tat, als sähe er sie nicht. Er stand auf, faltete die Hände vors Gesicht, fing meinen Blick ein und neigte langsam Kopf und Hände, während er gleichzeitig die Begrüßungsformel »*Namasté*« aussprach. Ich folgte ihm darin. Ich hatte in diesem Moment das Gefühl, mich recht tölpelhaft zu verhalten, hatte ich ihm meine Hand wie einem Stammtischbruder entgegengehalten. »*Namasté*« – dieser Gruß ist in weiten Teilen Asiens verbreitet und vielleicht die formvollendetste Begrüßung zwischen Menschen, die sich begegnen.

Der ältere Mann trat durch das Tor, ich folgte ihm. Nach einem langen Durchgang erreichten wir einen großen Innenhof mit steinernen Säulen an allen Seiten, die den umlaufenden Balkon des zweiten Stockwerks trugen. Der Hof war kühl und ruhig und schien im Schatten von drei riesi-

gen Mangobäumen, deren Kronen noch bis über das Dach des Kolonialgebäudes hinausreichten, in einem Jahrhundert Schlaf zu liegen. Dort, wo deren mächtige Wurzeln den gekachelten Boden des Innenhofs aufwarfen, hatten sich Schmarotzerpflanzen festgesetzt, die sich über die Jahrzehnte zu oberarmdicken Zöpfen verknotet hatten und, die Mangostämme umwindend, zum lichtpendenden Himmel emporwuchsen. Vom Nachbargrundstück wuchs ein riesiger Indischer Feigenbaum herüber, die Hindus verehren den Banyan, der ihren Tempelbauten Schatten gibt und sich ausbreitet, indem er Luftwurzeln zur Erde senkt. Ein kleiner Dschungel hatte sich in dem Innenhof breitgemacht, in dem das alte gemauerte Fundament und das Wurzelwerk längst als Symbiose ineinander verwoben waren. Wahrscheinlich erzählten sie sich die ewig gleichen Geschichten von der guten alten Zeit, als Haus und Hof noch von einem pulsierenden, der Zukunft zugewandten Leben erfüllt waren.

Wir betraten ein großes hohes Zimmer mit zwei türlosen Durchgängen zu anderen Räumlichkeiten. Die Wände hatten allesamt die Farbe von Weizen. Das Inventar glich einer Mischung aus Bibliothek, Archivatenkammer und einem Museum, das alte Stühle ausstellt. An der Decke drehten sich zwei Ventilatoren und verteilten jenen Geruch, den altes Gemäuer und feuchte Bücher oft an sich haben. Die Nase ist nun mal das intimste Organ der Erinnerung, sie bewahrt das Irrationale des Lebens im Gedächtnis wie kein anderes Sinnesorgan. Dies mochte auch der Grund gewesen sein, weshalb dieser Geruch plötzlich Bilder des Wäschespeichers jenes Hauses in mir wachrief, in dem ich aufgewachsen war. Es war der Wäschespeicher, dessen Mauern und Gebälk ich zu einem »Klettergarten« ausbaute, um zu jeder Stunde und bei jedem Wetter trainieren zu können.

Das waren alles Voraussetzungen, um später zur Nanga-Parbat-Expedition eingeladen zu werden.

Mister Banerjee Shastry, so hatte sich der Alte inzwischen vorgestellt, erzählte mir, seine Familie bewohne das Haus schon seit vielen Generationen. Einst hätten über zwei Dutzend Menschen unter diesem Dach gelebt, nun bewohne es nur noch er selbst zusammen mit zwei Bediensteten, einem Ehepaar. Diese beiden Menschen strichen durchs Haus wie Schatten und waren schweigsam und scheu. Sie gehörten zu diesem Anwesen wie das Moos, das auf dem Dach wuchs, und der Efeu, der sich um die Mangobäume schlang. Banerjee Shastry wiederum lehrte an der Universität und stellte die Bibliothek und die Räumlichkeiten im zweiten Stock seinen Studenten als Studierzimmer zur Verfügung.

Wir saßen uns in Korbsesseln gegenüber und schlürften stark gewürzten, übersüßten Tee aus Gläsern. Banerjee Shastry fragte mich nach meinen Reiseerfahrungen in seinem Land, und ich berichtete ihm, wie faszinierend und gleichzeitig fremd und wenig erklärbar vieles auf mich wirke. Aus allem, was ich vor dieser Asienreise erlebte, hätte ich mir Bilder machen können, die sich für mich zu einem Weltbild formen ließen. Hier aber füge sich nur wenig zusammen, alles sei offen für tausend Deutungen, von denen keine wahrscheinlicher sei als alle anderen. So käme ich mir oft vor wie ein Zuschauer eines Bühnenstücks, den zwar das Spiel überwältigt, der aber keinen Zugang zur Handlung findet. Ich könne die Dinge hinter den Dingen nicht erkennen.

Mein Gegenüber lächelte, sagte aber nichts weiter dazu. Er gab dem Bediensteten ein Zeichen, noch eine weitere Kanne Tee zu bringen. Bis das Getränk zubereitet und gebracht wurde, sprach keiner von uns; das Schweigen war wohlthuend und von keiner hintergründigen Spannung be-

gleitet. Beim Anblick des Dieners, wie er uns den Tee ein-schenkte, hatte ich den Eindruck, in die Zeit zu fallen. Ich wollte gerade auf die Palmblätter zu sprechen kommen, die ich mir, ganz naiv, grün vorstellte, als Mr. Banerjee auf meine Schwierigkeit einging, Bilder seiner Heimat zu fas-sen. Natürlich kann ich seine Worte heute nur sinngemäß wiedergeben, doch ist mir ihre Aussage bis auf den heutigen Tag noch sehr lebhaft in Erinnerung.

»Das Selbstverständliche für die eine Kultur ist das Fremde für die andere. Du kommst aus einem Zivilisations-kreis, in dem du bisher nur jene Erfahrung gemacht hast, dass alle Wirklichkeit einzig methodisch und über die fünf Sinne fassbar ist. Im Westen sucht ihr ständig nach Grün-den, Zweckmäßigkeiten und Bezügen und bewegt euch zwi-schen den Extremen einer bloßen Kopfmäßigkeit und einer bloßen Willensmäßigkeit. Beharrliches, ja fast blindwüti-ges Erklären, Messen und Bewerten werden aber nur das Gegenteil des gewünschten Verstehens erreichen. So glaubt ihr zu bauen – und reißt doch immer nur neue Abgründe auf. Ein Fisch im weiten Ozean kann nur das ihn um-gebende Wasser erkennen, aber nicht, was ein Ozean ist und dass dieser auch wieder nur einen kleinen Teil eines un-endlich viel größeren Seins darstellt. Mach dir bewusst: Wer seine Weltsicht auf das Materielle reduziert, verschließt sich alle Fenster, durch die Dinge hinter den Dingen gesehen werden können. Hinter aller sichtbaren Wirklichkeit gibt es immer auch eine transzendente, eine sinngebende Wirklich-keit. Welche Wissenschaft erreicht mit ihrer zweckgerich-teten Methode schon die transzendente Wirklichkeit? Das asiatische Denken kennt die strikte Zweiteilung zwischen Außen- und Innenwelt, zwischen Körper und Geist nicht. Solange du indische Lebensformen in Formeln zu erfassen versuchst, also die Überbetonung des Rationalen nicht auf-

gibst, wird dir mein Land immer fremd und wenig einsichtig bleiben.«